

## **Fünf Weihnachten hinter Stacheldraht**

### **- Eine Jugend in sowjetischen Terrorlagern -**

ein Vortrag von **Wolfgang Lehmann** aus Rimbach (Odw.) am 20. September 2011  
in der Gedenkbibliothek gehalten

Meine Mutter, Martha Lehmann, war eine geborene Lorsch aus Weskow, einem kleinen Bauerndorf, das inzwischen zu Spremberg gehört. Das Anwesen meiner Großeltern, Reinhold und Marie Lorsch, befand sich im ‚Immenwinkel‘, das ist die kleine Stichstraße von der ‚Bullwiese‘ in Richtung Spree. Es gab dort nur 3 Anwesen: Bieder, Lorsch und Kuhlee. Meine Mutter hatte 4 Schwestern und 2 Brüder, die beide im 2. Weltkrieg gefallen sind und deren Namen auf dem Gedenkstein auf dem Weskower Friedhof verewigt wurden. An diesem Schicksal haben meine Großeltern bis an ihrem Lebensende schwer getragen.

Ich bin am 30. März 1929 in Großräschen geboren und war nach meiner Base Gisela Thaler, geborenen Tainz, aus Sellessen das 2. Enkelkind von 13 meiner Weskower Großeltern. Mein Großvater arbeitete als Weber in der Tuchfabrik Carl Müller in Spremberg. Daneben betrieben die Großeltern noch eine kleine Landwirtschaft. Bei den Großeltern war immer der Treffpunkt der Familie. Als Kind spitzte ich selbstverständlich gern die Ohren, wenn sich die Erwachsenen erzählten. Dabei ist mir schon frühzeitig der Name der Bürstenfabrik Blücher in Spremberg im Gedächtnis haften geblieben, die offenbar damals einen weitreichenden guten Namen gehabt haben muß.

Ich wuchs auch in Großräschen auf, habe dort bis zum 10. Lebensjahr die Volksschule besucht und bis April 1945 in Senftenberg die Hindenburg-Oberschule für Jungen.

Dieses Gebäude war von den Sowjets nach ihrem Einmarsch so verwüstet worden, daß eine Nutzung nicht gleich wieder möglich war. Ich wollte aber meine Schulausbildung fortsetzen, so schnell es ging, nachdem der Krieg nun zu Ende war. So schloß ich mich meinem besten Freund, Ulrich Wiese, an, der vorher schon die Aufbauschule in Altdöbern besucht hatte, und wo der Schulbetrieb im Sommer 1945 wieder aufgenommen wurde.

Unsere Familie bewohnte in Großräschen seit Sommer 1939 die Hälfte eines Doppelhauses mit einem Garten ringsum, das der Gemeinde gehörte. Es war wie ein eigenes Haus, zumal die Ilse-Bergbau AG, bei der mein Vater seit Januar 1940 als kaufmännischer Angestellter tätig war, nicht nur die Miete bezahlte, sondern auch noch die Kosten für Gas und

Elektrizität übernahm. Solche Wohnmöglichkeit weckte nach Kriegsende die Begehrlichkeit von Kommunisten, die plötzlich auftauchten und die böse Zeit des 3. Reiches offensichtlich unbeschadet überstanden hatten. So erhielt meine Mutter im September 1945 vom Bürgermeister ohne jede Begründung einen Räumungsbefehl. Innerhalb von 2 Tagen hätten wir unser Anwesen zu verlassen und sollten in die Umkleidebaracken der alten Badeanstalt ziehen, die schon vor Kriegsbeginn nicht mehr genutzt wurde. Es gab dort keinen Strom- und Wasseranschluß sowie keine Heizmöglichkeit. Auch wohnten dort keine Menschen, da diese Verhältnisse nach mitteleuropäischen Maßstäben ein Wohnen nicht zuließen. Mit dieser niederträchtigen Anordnung sollte sicherlich unsere Familie gedemütigt werden, weil mein Vater Mitglied in der ‚Partei‘ (es gab damals nur die NSDAP – Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) gewesen war. Im November 1944 war er noch zum Kriegsdienst eingezogen worden, obwohl er wegen eines kürzeren Beines behindert war, und wurde im Februar 1945 als vermißt gemeldet. Früher hatte immer mein Vater alles zum Besten der Familie geregelt. Nun sprang ich in die Bresche und beschwerte mich beim Bürgermeister. Mit Erfolg, denn wir durften eine 2 1/2-Zimmer-Wohnung in einem alten Haus beziehen, wo ein Wasseranschluß (‚über den Hof‘) war und in 2 der 3 Räume nur Gaslicht. Einen Stromanschluß gab es auch hier nicht, aber es war doch besser als in der alten Badeanstalt, wo wir weitab von anderen Wohnhäusern hätten hausen müssen. Wie wir damals in 2 Tagen den Umzug bewältigt haben, ist mir nicht erinnerlich und heute kaum vorstellbar, mußten wir doch nicht nur mit unserem gesamten Hausrat umziehen, sondern auch noch einen Holzschuppen für Gartengeräte abschlagen und einen hölzernen Hühnerstall. 120 Zentner Braunkohlebriketts im Keller überließen wir, notgedrungen, dem kommunistischen Nachmieter – selbstverständlich kostenlos.

Ich hatte noch 2 Schwestern, 8 und 3 Jahre alt, ein Bruder war im Dezember 1944 einen Tag nach seiner Geburt gestorben.

Im März 1945 war ich bei der Explosion eines abgeschossenen US-amerikanischen Bombenflugzeuges schwer verwundet worden und galt 2 Tage lang als tot. In den Wirren hatte im Lazarett niemand daran gedacht, meine Mutter zu verständigen.

Was das alles für meine Mutter bedeutete, kann man sich heutzutage kaum noch vorstellen.

Wegen der nun engen Wohnverhältnisse hielt ich mich überwiegend bei meinem Freund Ulrich Wie-se auf. Er wohnte zusammen mit seinen Eltern, seinem Bruder Fritz und den Eltern seiner Mutter in einem Anwesen, das früher eine Wassermühle gewesen war, wozu auch immer eine kleine Landwirtschaft gehörte. Die Mühle war schon lange aufgegeben, weil der Bergbau im buchstäblichen Sinne dem Mühlenbetrieb ‚das Wasser abgegraben‘ hatte. Statt dessen betrieb man eine Landbrotbäckerei. Ulrich hatte ein eigenes großes Zimmer, wo wir ungestört unsere Schulaufgaben erledigen konnten. Außerdem gab es auch

für mich immer etwas zu essen. Das war in dieser Zeit nach dem Kriegsende nicht hoch genug einzuschätzen, als viele Menschen, insbesondere Kleinkinder, nicht nur elendiglich hungerten, sondern auch in Folge des Hungers starben. Das ist heutzutage weitgehend unbekannt. Bei Ullis Mutter fühlte ich mich wie ein dritter Sohn.

Am 24. Oktober 1945, also fast 6 Monate nach Kriegsende, wurden wir in der Schule in Altdöbern gegen Seuchen geimpft und durften danach nach Hause fahren. Die 8 km bewältigten wir selbstverständlich immer mit dem Fahrrad.

Ich war wie üblich zusammen mit Ulli in dessen Zimmer, als plötzlich seine Mutter weinend eintrat und sagte: "Wolfgang, geh' nach Hause, Ihr werdet heute verhaftet!" Das schlug bei uns wie ein Donnerschlag ein. Woher wußte sie das? Als Helfer der sowjetischen Militärverwaltung gab es eine sogenannte Miliz, das waren Männer in Zivil mit einer roten Armbinde, ausschließlich solche, die sich den Sowjets gegenüber als Kommunisten ausgaben. Wie sie das belegen konnten, ist mir nicht bekannt. Es war so! Ein Angehöriger dieser Miliz hatte Frau Wiese den Hinweis auf unsere vorgesehene Verhaftung gegeben, denn auch diese Leute wollten Brot essen, und das gab es in Wieses Landbrotbäckerei! Mein erster Gedanke war: Flüchten (abhauen sagte man damals dazu). Aber warum? Ich hatte nichts Unrechtes getan und fühlte deshalb völlig unschuldig. Ulli und ich verabredeten, uns bei einem Onkel meines Vaters in Großräschen zu treffen, um weiter zu beratschlagen. So geschah es. Ulli sagte, sie hätten Familienrat gehalten: Vater und Mutter waren in ‚der Partei‘ (der NSDAP), Fritz war bei der Waffen-SS gewesen. (ihm hatte man nach seiner Heimkehr ‚kein Haar gekrümmt‘; Stichwort: Landbrotbäckerei!). Wenn er abhaue, verhaften sie möglicherweise Vater oder Mutter oder Fritz oder alle Drei. Also gehe er mit, wenn sie kommen! Da sagte ich: "Ulli, Du bist mein Freund, wenn Du mitgehst, dann gehe ich auch mit!" Diese Entscheidung brachte ihm knapp 3 Jahre später den Tod, denn er verreckte elendiglich im sowjetischen KZ Fünfeichen, und mir eine fast 5jährige Gefangenschaft, davon mehr als 3 Jahre Zwangsarbeit in Sibirien. Damals aber ging das Gerücht um, alle Hitlerjugendführer kämen für einige Zeit in ein Umschulungslager. Das nahmen wir auch an, wobei wir uns einige Wochen vorstellten. Selbstverständlich waren wir HJ-Führer, denn wer eine höhere Schule besuchte, war im allgemeinen Führer in einer HJ-Gliederung. In unserem Nachbardorf Bückgen gab es in der HJ eine Fliegerschar, deren Scharführer ich (mit 15 Jahren) seit Herbst 1944 war. Mein Vorgänger war zum Reichsarbeitsdienst eingezogen worden. Ich fuhr also mit meinem Fahrrad nach Hause und erzählte meiner Mutter, was geschehen würde. Sie weinte und flehte mich an abzuhaue: "In Weskow wird Dich niemand suchen und nach einiger Zeit wird sich alles verlaufen haben." Das war sicherlich richtig. Ich aber blieb standfest. Für uns galt damals: "Was man versprochen hat, muß man auch halten!" Freundschaft und Ehrlichkeit standen bei uns über allem!

Am Nachmittag kam ein Milizionär (also ein Zivilist mit der roten Armbinde) mit dem Fahrrad und brachte mich zur sowjetischen Militärverwaltung, der Kommandantur. Einen Haftbefehl gab es selbstverständlich nicht. Da es Herbst war, hatte ich meinen dicken Stoffmantel mitgenommen, was mir dann im KZ zugute kam, als ich die ersten Wochen auf einer Treppenstufe aus Beton schlafen mußte. Nach Aufnahme meiner Personalien durch sowjetische Soldaten wurde ich zusammen mit Ulli und etwa 20 anderen Jungen in einen gemauerten Stall gesperrt, der so klein war, daß wir nur stehen konnten; auch des nachts. Zu essen und zu trinken bekamen wir nichts. Am anderen Morgen brachte man uns auf einem Lkw nach Calau, etwa 20 km nördlich von Großräschen. In einer Villa, deren deutsche Bewohner ihre Wohnungen hatten verlassen müssen, hatte sich die sowjetische Geheimpolizei, vergleichbar der Stasi, eingenistet. Sie wurde damals GPU genannt. Dort wurden wir in den dann berüchtigten GPU-Keller eingeliefert, lagen auf dem blanken Betonboden und bekamen nur einmal am Tag zu essen und zu trinken. Waschen konnten wir uns nicht. Für die Notdurft stand ein offener Kübel im Keller. Die Verhöre fanden nur nachts statt. Ich wurde in ein Zimmer in einem oberen Geschöß geführt, mußte stehen und wurde von 2 starken Scheinwerfern angestrahlt. Im Halbdunkel sah ich vor mir einen sowjetischen Offizier am Schreibtisch sitzen. Daneben stand ein Mann in Zivil, der dolmetschte. Der Offizier schrieb mit der Hand ein Protokoll. Zu meinem Erstaunen wurde ich zu meiner Eigenschaft als HJ-Führer überhaupt nicht befragt. Das kam während der gesamten Gefangenschaft nicht vor!! Stattdessen hielt man mir vor, als Werwolf tätig gewesen zu sein. Dazu muß man heutzutage erklären, daß Regierungsstellen im 3. Reich vor Ende des Krieges versucht hatten, eine Untergrundbewegung aufzubauen. Je nach ‚Blickwinkel‘ werden heutzutage solche Leute entweder ‚Freiheitskämpfer‘ oder ‚Terroristen‘ genannt. Derartige Untergrundkämpfer (damals sagte man Partisanen) auf sowjetischer Seite hatten im Kriege der Deutschen Wehrmacht stellenweise schweren Schaden zugefügt. Sie standen und stehen außerhalb des Völkerrechtes, was heutzutage die ‚veröffentlichte Meinung‘ allerdings anders sieht. Der Werwolf sollte solche Untergrundtätigkeiten auch ausüben. Nach meiner Kenntnis ist das allerdings nur an wenigen Stellen geschehen. In Großräschen gab es jedenfalls keine Werwolf-tätigkeit. Mir ist als HJ-Führer auch nicht bekannt, daß es dazu eine Ausbildung oder Anweisung gegeben hat. Ich hätte das wissen und erfahren müssen!

Mir wurde vorgehalten, ich hätte in einer Werwolfgruppe 2 mit sowjetischen Soldaten besetzte Lkw mit Panzerfäusten beschossen und Soldaten getötet. Außerdem sollte ich die Namen weitere Werwolfkämpfer nennen. Ich hatte aber überhaupt noch nie mit einer Panzerfaust geschossen, kannte keine Werwolfkämpfer und bestritt selbstverständlich die völlig aus der Luft gegriffenen Vorwürfe. Um mir ein Geständnis abzupressen, schlug der Dolmetscher zuerst mit einer biegsamen Stahlrute, dann mit einem Elektrokabel,

schließlich mit einem Schlagring auf mich ein. Vom letzteren Folterwerkzeug hatte ich vorher nur gelesen, mir aber keine Vorstellung machen können. Es sind stählerne miteinander verbundene Ringe mit Dornfortsätzen auf der Außenseite, die über die Finger geschoben werden. Mit zur Faust geballter Hand wird dann zugeschlagen.

So ging es Nacht für Nacht. Die Angst vor dem nächsten Verhör zermürbte mich langsam. Weil in unserem Keller ständig das Licht brannte und durch das Liegen auf dem harten Betonboden war ein erholsamer Schlaf sowieso nicht möglich. Wenn ich dann nachts die Schritte auf unsere Tür zu vernahm und der Schlüssel umgedreht wurde, war ich immer erstarrt vor Angst, nun wieder ‚dranzusein‘. Wie fast alle meiner Generation war auch ich zu Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit erzogen worden. Lüge war uns verhaßt. Mein Innerstes geriet völlig durcheinander. Als ich immer noch nichts zugeben wollte, zwängte der Dolmetscher meine rechte Hand in die Fuge einer geöffneten Tür an der Bandseite und machte sie dann zu. Dadurch wurden die Finger so gequetscht, daß die Haut aufplatzte. Da ich auch danach noch nichts zugab, mußte ich in der nächsten Nacht auf einer Flasche sitzen, die langsam in meinen Mastdarm eindrang. Da wurde ich vor Schmerzen ohnmächtig und war endlich psychisch gebrochen, so daß ich schließlich ein in kyrillisch handgeschriebenes Protokoll, das mir der Dolmetscher vorlas und dessen Inhalt von vorn bis hinten nicht der Wahrheit entsprach, unterschrieb. Ich hätte sogar mein Todesurteil unterschrieben!!!

Zusätzlich war für mich äußerst belastend, daß wir uns nicht waschen und keine Kleidung wechseln konnten. Zu essen bekamen wir eine Scheibe Brot mit einem Eßlöffel Zucker und zu trinken einmal am Tag einen Becher lauwarme Brühe, von der ich nicht erkennen konnte, was es ist.

Mitte November – den Tag kann ich nicht angeben, da wir keine Vorstellung mehr von Tag und Nacht hatten – brachte man uns auf einem Anhänger mit einem Trecker davor nach Cottbus. An allen 4 Ecken saßen Soldaten mit schußbereiten Maschinenpistolen. Sprechen war uns strengstens verboten. Trotzdem konnte ich Ulli zuflüstern, was ich unterschrieben hatte und daß ich das vor einem Kriegsgericht sofort widerrufen wollte. Denn daß uns so etwas erwartete, nahm ich an. Ihm war es genauso ergangen.

Die Ankunft in Cottbus vor dem Tor des Amtsgerichtsgefängnisses hat sich mir tief eingeprägt. Wir waren noch nicht abgestiegen, da kamen 2 Rotarmisten um die Hausecke und schleiften zwischen sich einen alten Sack, wie ich zuerst zu sehen glaubte. Als sie nahe bei uns waren, erkannte ich darin aber einen völlig ausgemergelten Kopf, der herunterhing, in dem die Augen aber noch lebten. Die Rotarmisten verschwanden mit ihrer ‚Last‘ durch die Tür des großen Tores, die mit einem lauten Krach zuschlug. Später wurde mir bewußt, mit diesem Krach wurde auch die Tür zu meiner Kindheit zugeschlagen.

Ich wurde allein in eine Zelle gesperrt, deren ‚Mobilier‘ ein offener Blechbottich für die Notdurft und ein stählernes Bettgestell mit einem Strohsack war, das tagsüber an die Wand hochgeklappt sein mußte. Anfangs glaubte ich den Gestank nicht aushalten zu können. Aber in solchen Notsituationen muß man lernen, alles aushalten. Durch ein Guckloch prüfte der auf dem Gang auf und ab gehende Posten, daß ich mich tagsüber nicht an die Wand lehnte, sondern stand. Obwohl die Zelle in einem oberen Geschoß lag, war vor dem Fenster, das so hoch war, daß ich sowieso hätte nicht hinaussehen können, ein hölzerner Schacht angebracht, der nur oben einen schmalen Schlitz freiließ, durch den Licht hereinkam. Freigang, etwa auf dem Gefängnishof, hatte ich nicht, sondern blieb stets in der Zelle. Später, in der Bundesrepublik, als Linksextremisten, die man heutzutage als Terroristen bezeichnen würde, allein in einer Zelle einsaßen unter Bedingungen, die ich eher als Kuraufenthalt ansehen würde, nannte die einschlägige Linkspresse dies ‚Isolationsfolterhaft‘. Es ist sicherlich verständlich, daß ich das als blanken Hohn empfand. Einmal durfte ich zusammen mit anderen Häftlingen in das Gefängnisbad zum Duschen. Sonst konnte ich mich nicht waschen. Ich hatte immer noch die Sachen an, mit denen ich verhaftet wurde. Zu meiner großen Freude war auch Ulli dabei. Als ich ihn von hinten ansah, bekam ich einen großen Schreck, war er doch vom Genick bis zu den Waden blauschwarz, ein einziger Bluterguß. Er stellte fest, daß ich genauso aussah. Nach mehreren Tagen wurde ich – wie schon zuvor wieder nachts – aus der Zelle geholt und in einen großen Raum geführt. Dort stand ich vor einem breiten Tisch, an dem etwa 8 Offiziere saßen und ein Dolmetscher in Zivil stand daneben. Bevor ich etwas gefragt wurde, sagte ich, alles was ich in Calau unterschrieben habe, stimme nicht. Auf die Frage, warum ich es denn unterschrieben habe, zog ich mein Hemd über den Kopf und drehte mich um. Da kam der Dolmetscher auf mich zu, schlug mich mit der Faust nieder, wonach mich 2 Rotarmisten in meine Zelle zurückschleiften. Das war vermutlich eine Vernehmung vor einem sowjetischen Kriegsgericht! Es gab weder eine Anklageschrift, noch einen Verteidiger! Und auch kein Urteil!!!

Während der Vernehmungen durch die GPU in Calau war mir Heinz Liebscher aus Großräschen als Werwolfführer vorgehalten worden. Ich kannte ihn, hatte aber nie das Geringste mit ihm zu tun gehabt, und hatte damals geglaubt, er wäre als Soldat verwundet gewesen, weil er beim Gehen ein Bein nachzog. Erst 2004, als ich seinen jüngeren Bruder Harry in Altdöbern ausfindig gemacht hatte, erfuhr ich von dem, daß Heinz, geboren 1927, nicht zur Wehrmacht eingezogen wurde, weil er Bluter war. Das Bein zog er wegen einer mißglückten Knöcheloperation hinter sich her. Er war weder „in der Partei“, noch war er Hitlerjugend-Führer gewesen. Und diesen Jungen hielt man uns als Werwolfführer vor!? Jemand muß ihn bei den Sowjets „angeschwärzt“ haben. Damals wie heute gilt: Der größte Lump im ganzen Land ist und bleibt der Denunziant!

Dieses dauernde Stehen am Tage, ohne etwas tun zu dürfen, zermürbte mich langsam. So kniete ich eines Tages auf dem Boden meiner Zelle und betete inbrünstig zum Lieben Gott, flehte ihn um Hilfe an, wobei ich durch den schmalen Lichtschlitz im Fenster in den Himmel schaute, in der kindlichen Hoffnung, mein Flehen würde zu ihm dringen. Ich muß so vertieft gewesen sein, daß ich nicht bemerkte, wie der Posten in die Zelle kam, nachdem er mich durch das Guckloch wohl nicht mehr gesehen hatte. Erst als sein Gewehrkolben auf mich heruntersauste, kam ich zu mir, aber auch nur ganz kurz, denn ich wurde ohnmächtig und wachte erst auf, als er mich mit kaltem Wasser begoß. Von da an ist mir der Herrgott verloren gegangen.

Etwa Mitte November wurde ich zusammen mit anderen Häftlingen, zu denen auch Ulli gehörte, auf Lastkraftwagen verladen. Nach längerer Fahrstrecke wurden wir ausgeladen und waren – was ich erst viel später erfuhr – im Speziallager (so nannten es die Sowjets und die ganz Genauen unter den Deutschen heutzutage auch) Ketschendorf. Da es ein Vernichtungslager war, nenne ich es KZ, denn nur darunter verstehen unbefangene Leser heutzutage, was sich dahinter verbarg.

Heinz Liebscher war nicht mit uns nach Ketschendorf gekommen. Er tauchte nie mehr auf. Vermutlich ist er in Cottbus umgebracht worden. Eine andere Erklärung gibt es nicht!

Im Laufe der Zeit fanden sich immer mehr Jungen aus Großräschen im Lager ein. Die ersten waren schon im Sommer 1945 verhaftet worden, die letzten im Frühjahr 1946. Nach meiner Übersicht wurden damals in Großräschen 90 % der Jungen zwischen 15 und 18 Jahren verhaftet. Mehr als die Hälfte kehrte nicht zurück.

Dieses Lager war von den Sowjets schon im April 1945, also noch vor Kriegsende, in der Wohnsiedlung der Deutschen Kabelwerke in Fürstenwalde eingerichtet worden. Die Bewohner mußten auf der Stelle ihre Wohnungen verlassen. Gerade was sie tragen konnten, durften sie mitnehmen. Mit dem Mobiliar wurde ein Panzergraben, das waren etwa 4 m tiefe Gräben mit schrägen Böschungen, welche die Fahrt der Panzer verhindern sollten, zugefüllt. Es wurde erzählt, ein Häftling habe seine eigene Wohnung auf diese Weise freimachen müssen. Es gab Mehrfamilien-Wohnhäuser und Reihenhäuser. Umgeben war das Lager mit einem hohen Bretterzaun, in dem in Abständen Wachtürme eingegliedert waren. Stacheldrahtzäune davor und dahinter dienten zur weiteren Absicherung, wobei im äußeren Zwischenraum scharfgemachte Hunde liefen. Nachts waren die Absperrungen durch Scheinwerfer angestrahlt. Jegliche Flucht sollte unmöglich sein.

Im Lager waren einige kleine Häuser noch einmal mit hohen Stacheldrahtzäunen umgeben, das war der ‚Frauenzwinger‘, in dem Mädchen und Frauen eingesperrt waren. Sehen konnten wir uns, aber miteinander zu sprechen war strengstens verboten. Wir Jugendlichen waren in einem 6-Familienhaus untergebracht, das im Höhepunkt der Belegung etwa Anfang 1946 ungefähr 1200(!) Jungen aufnehmen mußte. Es gab 2

Eingänge, nach denen gleich eine Treppe zum Keller führte. Meine erste Schlafstätte war im rechten Eingang auf der Kellertreppe die 3. Betonstufe von oben. Als ich 1991 zum ersten Mal wieder das Lager besuchte und mich auf diese Stufe setzte, bekam ich einen Nervenzusammenbruch. Das Trauma unserer Gefangenschaft werden wir wohl nie loswerden. Im Laufe der Zeit starben aus dem angrenzenden Keller immer mehr Jungen weg, so daß ich in den Keller nachrücken konnte. Darin gab es eine hölzerne Pritsche, auf der die Jungen so eng und auf der gleichen Seite lagen, daß sich alle gemeinsam umdrehen mußten, wenn einer es in der Stellung nicht mehr aushalten konnte, weil seine Beckenknochen blank waren. Es gab ja keine Matratzen oder andere Unterlagen zum Liegen, auch zum Zudecken gab es nichts. Die keinen Mantel wie ich hatten, lagen sich bald die Haut über den Beckenknochen durch, zumal wir wegen der völlig unzureichenden ‚Ernährung‘ immer mehr abmagerten. Unter der Pritsche auf dem Betonboden war es nicht anders. Hier kam noch hinzu, daß in der Nacht Wanzen aus den Ritzen der Pritschenbretter auf die Schläfer fielen. Da lernte ich, daß Wanzen nach Marzipan riechen. Auch mit Läusen und Flöhen waren wir verseucht. Um die dadurch entstehende Seuchengefahr zu mildern, wurden uns alle Körperhaare abgeschoren. Da die dazu benutzten Maschinen stumpf waren, schmerzte es sehr. Es war für mich auch seelisch belastend, als mir die Schamhaare abgeschnitten wurden. Die Glatze empfand ich ebenfalls als äußerst demütigend, was neben dem Hygienegrund von den Sowjets sicherlich beabsichtigt war. In Abständen von einigen Wochen durften wir ins ‚Bad‘. Da gab es hölzerne Kästen, worin sogar warmes Wasser war. Währenddessen kam unsere Kleidung in die ‚Entlausung‘. Dabei wurden die Sachen in Kammern mit heißer Luft behandelt, ohne daß die Wirkung allerdings durchgreifend gewesen wäre. Als Nebenwirkung fingen unsere Sachen an, langsam zu zerfallen. Seit meiner Verhaftung habe ich keine neue Wäsche bekommen. Gewaschen wurde sie auch nicht. Sicherlich rochen wir dadurch nicht sehr appetitlich. Da aber alle ‚stanken‘, fiel es nicht auf. Irgendwie hatte ich ein Stück dünnen Kupferdraht aufgetrieben, den ich auf einer rauhen Betonfläche an einem Ende zu einer Spitze anschliff. Am anderen Ende gelang es mir, ein Loch zu machen. Wie ich das fertig gebracht habe, weiß ich nicht mehr, denn Werkzeuge durften wir ja nicht haben. Nun konnten wir mit dieser ‚Nähnadel‘ unsere Wollsocken ‚stopfen‘. Da die Leichen nackt verscharrt wurden, kamen deren Sachen ‚unter die Leute‘, so auch Wolle aus aufgetrennten Pullovern. Die ‚Löcher‘ in den Socken waren inzwischen so groß geworden, daß die Instandsetzung nur am Fuß erfolgen konnte. Für die Notdurft gab es den ‚Donnerbalken‘, eine langgestreckte Grube, an deren Rand ein Rundholz etwa 60 cm über dem Boden angeordnet war, worauf man sich setzte. Papier oder andere nützliche Sachen zum Abwischen gab es nicht. Durch diese völlig unzureichenden hygienischen Verhältnisse, wozu noch die äußerst karge Verpflegung kam, entwickelten sich bald Krankheiten, die zu einer hohen Sterberate führten. Im Sommer



1946 wurden mitunter täglich mehr als 50 Tote aus dem Lager gefahren. Etwa 12.000 Menschen sind während seines Bestehens, vom April 1945 bis April 1947, durch das Lager gegangen. Man konnte sich fast ausrechnen, wann man ‚dran‘ sein würde. Die Toten wurden nur anfangs in Einzelgräbern bestattet, später in großen Massengräbern würdelos nackt verscharrt. Eine Schicht kam auf die andere. Benachrichtigungen an Angehörige gab es nicht.

In der DDR-Zeit wurde das Lager selbstverständlich verschwiegen. Als man 1952 beim Bau von Garagen auf die Knochen der Massengräber stieß, hieß es von offizieller Seite, das seien Kriegstote. Durch den Einsatz des damaligen Pfarrers Teichmann wurden die Gebeine von mehr als 4600 Toten auf den großen Kriegsofenerfriedhof in Halbe umgebettet, auf dem inzwischen mehr als 28.000 Tote ihre letzte Ruhe gefunden haben. Erst im Mai 2004 wurden dort 49 Granittafeln mit den Namen von 4620 Toten des Ketschendorfer Lagers in einem Festakt feierlich geweiht. Sie haben damit ihre Namen wiederbekommen, die Angehörigen einen Platz zum Trauern.

Die Insassen des Lagers waren vollständig von allen Nachrichtenverbindungen nach und von außen abgeschnitten. Einzig das Glockengeläut der nahegelegenen Kirche war eine Verbindung von außen, die von den Sowjets nicht auch noch unterbunden wurde.

Von den Erwachsenen durften einige innerhalb, seltener auch außerhalb des Lagers, dann aber unter strenger abschirmender Bewachung, arbeiten. Außer einem war allen Jugendlichen das Arbeiten verwehrt. Er hieß Adolf Lebküchler, stammte aus Lemberg und sprach perfekt russisch. Somit wurde er als Melder zur sowjetischen Kommandantur außerhalb des Lagers eingesetzt. Zudem durften wir täglich nur 1 Stunde auf einem freien Platz umhergehen, und zwar nur wir allein. Die Männerhäuser hatten zu anderer Zeit ‚Ausgang‘. Mit den Frauen und Mädchen kamen wir sowieso nicht zusammen.

Dieses ‚Nichtstunddürfen‘ war neben dem Hunger und Durst sowie den katastrophalen hygienischen Verhältnissen mit das Schlimmste. Jegliche Schreibsachen waren strengstens verboten. Die meisten der Jungen dämmerten so dahin. Meinen Freund Ulli bewunderte ich ob seiner Balladenkenntnisse. Er konnte nicht nur Schillers ‚Glocke‘ vollständig aufsagen, sondern noch viele andere Gedichte.

Durch Zufall erfuhr ich doch, daß ein guter Freund meines Vaters, Erich Wilde aus der Grube „Ilse“, auch im Lager war. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, warum er verhaftet worden war. Eigentlich ist das aber auch unwichtig, denn um in einem sowjetischen KZ zu sein, bedurfte es keines Grundes. So war der Jüngste im Jugendhaus 12 Jahre alt und hatte nur eine kurze Hose und ein kurzärmelige Hemd an, als er von der Straße weg verhaftet wurde. In dieser Kleidung mußte er die täglichen stundenlangen Zählappelle überstehen, auch im Winter bei starker Kälte. Wenn wir ihn dabei nicht zwischen uns genommen hätten, wäre er erfroren. Man hatte ihn mitgenommen, weil einer von einem Transport geflohen war.

Nun stimmte die Zahl wieder, und nur darauf kam es an. Günter Ziegenhorn, ein Junge in meinem Alter aus unserem Nachbardorf Bückgen, fuhr im Sommer 1945 mit dem Fahrrad nach Cottbus, um nach seinen Großeltern zu schauen. Er ist dort nicht angekommen und nach Hause auch nicht zurückgekehrt. Am 31. Juli 1946 ist er in Ketschendorf umgekommen. Todesmeldungen an Angehörige gab es nicht. Viele haben erst nach dem Zusammenbruch der DDR vom Tode ihrer Angehörigen erfahren. So nahm ich im Frühjahr 2001 an der Geburtstagsfeier meines Studienfreundes Lothar Wildau in Finsterwalde teil. Am Tische sitzend sprach mich eine Frau vorsichtig von hinten an, sie habe von meinem Schicksal gehört. Der ältere Bruder ihres Mannes sei 1945 auch abgeholt worden. Bis heute haben sie keine verlässliche Nachricht über seinen Verbleib. Ob ich mich mit ihrem Mann unterhalten wolle. Selbstverständlich habe ich das gern getan. In den mir vorliegenden Totenlisten des Ketschendorfer Lagers, die nach dem Zusammenbruch der DDR an die damals gegründete Lagergemeinschaft gelangten und übersetzt wurden, fand ich den Eintrag über den Bruder Hans-Dieter Lieftring, Jahrgang 1929, in Ketschendorf umgekommen am 12. Mai 1946. Der Vater hatte sich in der DDR-Zeit vergebens um Aufklärung bemüht. Dabei war er in einer Gastwirtschaft einmal mit zwei Volkspolizisten ‚aneinandergeraten‘, die ihn anzeigten. Daraufhin wurde er zu 1 Jahr Gefängnis verurteilt. Nach der Hälfte legte man ihm nahe, ein Gnadengesuch zu stellen. Er aber lehnte ab und saß seine ‚Strafe‘ hochoberhöhen Hauptes bis zum Ende ab. Leider hat er die Gewißheit über das Schicksal seines Sohnes nicht mehr erlebt. 2003 konnte ich einer weiteren Familie in Finsterwalde ebenfalls aus den Totenlisten das Sterbedatum ihres Angehörigen nennen. Im Zusammenhang mit der Ketschendorf-Ausstellung im Februar 2009 in Rimbach konnte ich zwei Männern das Schicksal ihres umgekommenen Vaters erhellen. Diese Schicksale scheinen uns bis zu unserem Lebensende zu begleiten.

Erich Wilde war seit 1919, von Anfang an, der Vorsitzende unseres Fußballvereines ‚FC Alemannia‘ in Großräschen und nach meiner Erinnerung in keiner NS-Gliederung Mitglied. Ich wollte ihn unbedingt sehen, und wo ein Wille ist, ist meistens auch ein Weg. Also schlich ich mich immer aus unserem Haus, wenn sein Haus ‚Ausgang‘ hatte. Etwa je 5 Personen in einer Reihe gingen dabei in einem großen Kreis auf einem Sandplatz hinter den Männerhäusern umher. Etliche Männer hatten Decken über die Schultern gehängt, sodass ich kleiner Knirps darunter verschwinden konnte. Dabei schmiedeten wir Pläne, was wir alles unternehmen wollten, wenn wir wieder in die Freiheit gelangen sollten. Denn daß dies kommen werde, dessen waren wir uns sicher, war doch nicht *ein* ‚Ketschendorfer‘ verurteilt. Wir stellten uns vor, was wir wann und wie kochen wollten, lernten eifrig Kochrezepte auswendig; bei unseren stets knurrenden Mägen eine besonders verlockende Aussicht. Erich Wilde sagte, wir würden jeden Feiertag nachholen und dabei sagen, heute sei dieser und morgen jener Feiertag. Leider gingen seine Pläne nicht in Erfüllung, denn am 20. April 1946

brachte ein furchtbares Leiden, das durch keine Medikamente gelindert wurde, in Ketschendorf seinem Leben das Ende. Selbst mir als Beteiligten fällt es schwer, mir heute vorzustellen, in welcher einer entsetzlichen Lage sich die Menschen befanden, bis der Tod sie erlöste. Selten konnte jemand Trost spenden, weil alle ums Überleben kämpften. Oft war der nebenan liegende Nachbar morgens tot.

Davor aber wurde ich im Lager verhaftet, weil ich mich unerlaubterweise in den Männerrundgang geschlichen hatte. Ein Mitgefangener hatte mich verraten, um welchen Preis weiß ich nicht. Nach kurzem Verhör – ich konnte ja nichts zu meiner Entlastung vortragen – wurde ich zu 3 Wochen verschärftem Karzer verurteilt. Ich kam in einen Keller, in dem schon etliche Männer waren, wo wir auf dem Betonboden schlafen mußten. Einmal am Tag gab es Wassersuppe, eine Scheibe Brot, einen Eßlöffel Zucker und einen Becher Tee. Wenn ich heutzutage immer lese und höre, man solle am Tag mindestens 2 Liter trinken, möglichst 3, dann frage ich mich, wie wir das damals ausgehalten haben, denn auch außerhalb des Karzers gab es nicht einmal 1 Liter zu trinken, und auf der späteren Fahrt nach Sibirien erst recht nicht.

Meine 3 Wochen wären wohl schier unerträglich geworden, wenn unter den Männern nicht Hans Blücher gewesen wäre. Unermüdlich erzählte er uns aus seinem unglaublich interessanten Leben. Ich vermute, er wird um 1900 geboren sein. Denn nach Ende des ersten Weltkrieges, als es in Deutschland durch die Schikanen des Versailler Diktates wirtschaftlich schwierig war, schickte ihn sein Vater nach Südamerika, damit er dort versuchen sollte, Geschäfte anzubahnen. Er war ein noch sehr junger Mann mit wenigen Lebenserfahrungen. Das bunte Leben in einer Hafenstadt mit seinen verführerischen Verlockungen zog ihn in seinen Bann. Da gesellte sich ein älterer deutsch-sprechender Mann zu ihm, der ihn wie ein Schatten begleitete. Jung wie er war, hatten es Hans Blücher die ‚leichten‘ Mädchen angetan. Aber er kam nie ‚zum Zuge‘. Immer war sein Begleiter irgendwie im Wege. Später war ihm klar geworden, daß der ihn durch sein Verhalten davor bewahrt hatte, sich eine böse Geschlechtskrankheit einzufangen. Dann erinnere ich mich genau, wie uns Hans Blücher von seinen Erfahrungen in exotischen Gaststätten berichtete. Von solchen Sachen hatte ich noch nie gehört. Es war für mich so spannend, daß ich alle Einzelheiten im Gedächtnis behalten habe. Er hatte in so einer ein Gericht bestellt, ohne zu wissen, was es ist. Da kam dann der Kellner und forderte ihn auf mitzukommen. Inmitten der Gaststätte gab es eine Art Theke, hinter der Köche die bestellten Speisen zubereiteten. Das war eigentlich eine gute Sache, denn man konnte zusehen, was einem dann vorgesetzt wurde. Mulmig zumute wurde es ihm aber, als er sah, wie für ihn aus einem Körbchen Raupen herausgenommen wurden, die sich als Seidenraupen herausstellten. Der Koch nahm eine mit der linken Hand, setzte mit der rechten ein Holzstäbchen an deren Kopf, und mit einem Ruck wurde die Raupe umgedreht, das Innere nach außen gekehrt. Die

Hülle wurde gesäubert und mit einer pikanten Füllung versehen, ehe die Raupe dann geröstet wurde. Da alles sehr sauber zugegangen war, überwand er seine Abneigung und langte zu. Es schmeckte vorzüglich, wie er uns versicherte. An diese Begebenheit mußte ich immer denken, wenn ich viel später in die Gelegenheit kam, auch einmal für mich ausgefallene Speisen zu essen. Ich habe mich dann leichter überwunden und fast immer die gleiche Erfahrung wie Hans Blücher gemacht. Mit seinem nicht unterzukriegenden Lebensmut hat er uns nicht nur den Karzeraufenthalt erträglicher gemacht, sondern auch Mut mitgegeben, die gesamte Gefangenschaft zu überstehen. Damals war ich ein bißchen stolz, mit so einem bedeutenden Mann zusammen im Karzer zu sein. Erst 2004 habe ich erfahren, daß Hans Blücher die Gefangenschaft überlebt hat und nach seiner Entlassung in die Bundesrepublik gegangen ist. Er war beim damaligen Familienminister Würmeling Fahrer; er der einst stolzer Fabrikbesitzer gewesen war.

Ende 1946 wurden Männer und Jungen von sowjetischen Ärztinnen mittels der ‚Arschbackendiagnose‘ auf ihren Gesundheitszustand untersucht. Sie bestand darin, daß man nackt antreten mußte, was ich als äußerst demütigend empfand. Dann hieß es: umdrehen, und es wurde in eine Pobacke gekniffen. Das entschied darüber, ob man im Lager verblieb oder nach Sibirien zur Zwangsarbeit verbracht wurde, was wir allerdings damals noch nicht wußten. Es war für manchen auch eine Entscheidung über Leben oder Tod. Obwohl mein Freund Ulli größer und kräftiger war als ich, wurde er nicht für tauglich befunden, während ich ausgesondert wurde und in ein Reihenhaus umziehen mußte, das man vom übrigen Lager durch einen niedrigen Stacheldrahtzaun abtrennte. Im Januar 1947 traf ich mich mit Ulli zum letzten Mal an diesem Zaun. Wir reichten uns über den Stacheldraht hinweg die Hände und ich sagte, einer von uns wird hoffentlich nach Hause kommen. Der wird dann erzählen, wie alles zugegangen ist. Ulli sagte nichts. Ob er sein Schicksal erahnte?

Anstelle meiner Bekleidung, die ich seit meiner Verhaftung am 24. Oktober 1945 getragen hatte und die nie gewaschen wurde, erhielt ich nun Unterwäsche und Winterbekleidung, wozu auch eine Pelzmütze gehörte.

Nach Auflösung des Ketschendorfer Lagers Ende April 1947 ist Ulli nach Fünfeichen verbracht worden und dort am 11. September 1948 von schwerem Leiden durch den Tod erlöst worden.

Schon vor etwa 170 Jahren schrieb Georg Christoph Lichtenberg in sein ‚Sudelbüchlein‘: „Entbindung kann auch Tod bedeuten.“

Das traf für meinen lieben Freund Ulli zweifellos zu. Zum Gedenken an diesen treuen Freund bekam mein ältester Sohn auch den Namen Ulrich.

Am 31. Januar 1947 verließen wir in verschlossenen Viehwaggons Frankfurt/O mit unbekanntem Ziel. Daß wir nach Sibirien verschleppt werden würden, wußten wir nicht. Nach äußerst entbehrungsreicher Fahrt, wobei wir sehr wenig zu essen und noch weniger zu trinken bekamen, mußten wir am 6. März aussteigen und befanden uns zu unserem Entsetzen in Sibirien. Sibirien war bisher für mich der Inbegriff des Schreckens gewesen, ein Land der Straftäter und Verbannten. Nun war ich selbst hier. Ich fiel in eine dumpfe Verzweiflung. Würde ich jemals meine Mutter und Schwestern wiedersehen, gar meinen vermißten Vater? Ich hoffte inständig, er würde nach Hause gekommen sein. Als wir aber im Sommer 1948 zum ersten Mal Post empfangen durften, wußte ich, daß sich diese Hoffnung nicht erfüllt hatte. Er blieb bis heute verschollen.

Die nächstgelegene Stadt hieß Prokopjewsk und soll mehr als 100.000 Einwohner gehabt haben. Das Lager soll in einer Höhe von 1500 m gelegen haben. Man hatte einen weiten Ausblick über das leicht hügelige Land. Es war nicht ein Baum zu sehen. In der Sowjetzeit war alles abgeholzt worden, ohne daß wieder aufgeforstet wurde.

Da in Sibirien unsere Arbeitskraft gebraucht wurde, bekamen wir so viel zu essen, daß die Todesrate im Gegensatz zu dem Vernichtungslager in Deutschland fast normal war. In diesem Lager arbeitete ich in einem Sägewerk. Zur Arbeitsgruppe gehörten auch 2 Spremberger, Arnim Winzer, ein Junge wie ich, aus Trattendorf, geboren am 2. April 1928, und Richard Simson, geboren am 20. Dezember 1926. Beide sind auch nach Hause zurückgekommen, aber schon vor längerer Zeit gestorben, was möglicherweise auf Folgeschäden aus der Gefangenschaft zurückzuführen war, Richard am 6. Dezember 1973, mit knapp 47 Jahren, Arnim am 21. April 1980 mit 52 Jahren. Außerdem war Hans Wuschech aus Spremberg, geboren am 2. August 1929, mit im Lager, der heute noch in Spremberg lebt.

Die heutzutage bekannten Todesopferzahlen aus den Lagern können sicherlich in etwa belegt werden. Aber die vielen Unglücklichen, die an den Spätfolgen, oft nach langem Siechtum, verstorben sind und noch sterben werden, wird man niemals ermitteln können!

Mehr als 3 Jahre dauerte es, bis ich am 2. Mai 1950 in Gronenfelde bei Frankfurt/O wieder deutschen Boden betreten durfte. Es war für mich ein fast nicht zu beschreibendes Glücksgefühl. Am 3. Mai wurde ich entlassen, und zwar zu meiner Überraschung als ‚Kriegsgefangener‘, obwohl ich kein Soldat gewesen bin. Das half mir bei meinem neuen Lebensanfang in der mir noch unbekanntenen Deutschen Demokratischen Republik (DDR), denn ich war dadurch nicht als ‚Politische Häftling‘ gebrandmarkt. Kameraden, die in Brest-Litowsk, an der sowjetisch-polnische Grenze, zurückgeblieben waren, weil der Anschlußzug nicht alle faßte, worüber der Name im Alphabet entschied, durften erst 1952 nach Hause und wurden als politische Häftlinge entlassen. Sie hatten große Nachteile, z. B. durften sie in der DDR nicht studieren.

Als ich verhaftet wurde, war ich 16 Jahre, nun 21. Ohne Schulabschluß und ohne Berufsausbildung

mußte ich ein neues Leben beginnen. Da ich immer nur geduckt wurde, hatte ich bis dahin keine Persönlichkeit werden können. Jedes Selbstwertgefühl fehlte. Wenn ich auch – ohne verurteilt gewesen zu sein – fast 5 Jahre meines Lebens beraubt wurde, so war die Zeit nicht völlig nutzlos. Wie ich erst später erkannte, hatte ich aus Sibirien einen unbändigen Willen mit nach Hause gebracht, die verlorene Zeit aufzuholen. Mit dieser Einstellung habe ich privat und beruflich viel erreicht, so daß ich heute als alter Mann zufrieden auf mein Leben zurückblicken kann. Mein Schicksalsgefährte und Freund Manfred Töpel hat in seinen Erinnerungen geschrieben: „Ich war in meinem Leben stets ein glücklicher Mensch, weil ich immer mit dem zufrieden war, was ich hatte.“ Unter diesem Leitsatz habe ich auch gelebt und lebe heute noch danach.

Ich habe in Großräschen in 4 Monaten (!) Zimmermann gelernt, dann in Cottbus die Fachschule für Bauwesen besucht und bin Bauingenieur geworden und besuchte gleich anschließend die damals neu gegründete Hochschule für Bauwesen, die ich 1959 als Diplomingenieur verlassen habe. In Großräschen fand ich im Projektierungs- und Konstruktionsbüro (PKB) Kohle meine Traumstelle als Statiker, die ich bequem mit dem Fahrrad erreichen konnte. 1952 hatte ich geheiratet, und 3 Kinder gehörten inzwischen zur Familie. Wir bewohnten eine 3-Zimmerwohnung mit zugehörigem großem Garten. Da versuchte im Januar 1960 der für unser Büro zuständige Stasi-Offizier (ich hatte bis dahin gar nicht gewußt, daß es nur für unser Büro eine eigene Stasi-Gruppe überhaupt gibt) mich zu erpressen, Spitzeldienste gegenüber meinen Mitarbeitern zu leisten. In gewissen Abständen sollte ich mich mit ihm treffen und erzählen, wer von uns was gegen das DDR-Regime gesagt habe. Der sollte dann ‚entlarvt‘ werden, wie es im Parteijargon hieß. Das konnte ich mit meinem Gewissen nicht vereinbaren, schon gar nicht bei meiner Vergangenheit. Schweren Herzens ließen wir am 12. Februar 1960 alles zurück, dazu gehörte z.B. eine Waschmaschine; („alte‘ DDRler werden sich erinnern, was das damals bedeutete) und ‚hauten ab‘ nach Westberlin. Während der Bahnfahrt von Großräschen nach Berlin erlebte ich die höchste Daueranspannung meines Lebens. Von Lübbenau an, wo wir in den aus Cottbus kommenden Zug steigen mußten, suchten in jedem Zug Angehörige der DDR-Transportpolizei auch nach sogenannten Republik-Flüchtlingen. Wären wir erkannt worden, hätte man uns die Kinder weggenommen, weil wir nicht in der Lage wären, sie im Sinne sozialistischer Ethik und Moral zu erziehen. Verantwortlich dafür war Margot Honecker, die Ehefrau des damaligen Staatsratsvorsitzenden, die heute in Chile mit einer ‚fetten‘ BRDDR-Pension ihren Lebensabend verbringt! Zum Glück für uns war der Zug so überbesetzt, daß zu uns kein Kontrolleur gekommen ist. Meine Frau hätte er nicht zu fragen brauchen, so verstört und angegriffen sah sie aus.

Ohne Unterlagen über meine Ausbildung konnte ich im Westen trotzdem einen ansprechenden Berufsweg einschlagen, bei dem es auch Höhen und Tiefen gab. Gerade die Tiefen zu überwinden war ich offensichtlich durch mein Schicksal ‚gestählt‘ worden. In solchen Lagen dachte ich immer wieder an die weisen Ratschläge, die ich von Hans Blücher empfangen hatte.

Der Höhepunkt meines Arbeitslebens war die Überdachung der Olympia-Sportstätten in München, 1969 bis 1972, die unter meiner Leitung entstanden ist. Selbst heute, im 82. Lebensjahr, arbeite ich immer noch mit Freude und Hingabe.

Durch meine berufliche Tätigkeit hat es mich in den Odenwald ‚verschlagen‘, wo ich seit 1968 ein eigenes Haus bewohne. Deshalb kann ein Odenwälder über den Spremberger schreiben.

In meinem Leben gab es immer wieder einmal Ereignisse mit Personen, die mir etwas mitgegeben haben und woraus ich lernen konnte. Dazu gehörte auch Hans Blücher, auch wenn wir zeitlich nur ganz kurz zusammen waren.

Ich fühle und hege keine Gedanken des Hasses oder der Vergeltung gegenüber meinen Peinigern. Wenn ich heute einem gegenüberstehen würde, hätte ich nur tiefes Mitleid mit dem damals so verhetzten Menschen. Vergebenkönnen ist eine der vornehmsten Regungen des menschlichen Geistes. Aber vergessen sollte man nicht! Deshalb bedrückt es mich sehr, daß unsere Schicksale heutzutage in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen werden. Über die Verfolgten im 3. Reich wird immer und immer wieder berichtet. Für sie werden Gedenkstätten errichtet und Schüler müssen diese planmäßig besuchen. Sie bekommen nach großzügiger Bemessung eine Opferrente. Wir Opfer der kommunistischen Gewaltherrschaft mußten 17 Jahre seit der Vereinigung der beiden deutschen Teilstaaten warten, ehe der deutsche Bundestag eine solche beschloß. Außerdem ist sie an eine bestimmte Mindesthaftzeit und an Bedürftigkeit gebunden! Zum 50jährigen Bestehen der Vereinigung der Opfer des Stalinismus (VOS) 2000 schrieb der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder im Vorwort zur Gedenkschrift: „Die Bundesregierung betrachtet die Rehabilitierung und Entschädigung der Menschen, die in der DDR und zuvor in der sowjetischen Besatzungszone Opfer politischer Verfolgung waren, als eine Aufgabe von besonderem Gewicht.“ Wenn ich allerdings die Taten seiner Regierung mit dieser Aussage vergleiche, fühle ich mich heute noch verhöhnt!

Unsere Schicksalsgefährtin Gisela Gneist, die als 15 jähriges Mädchen zu 10 Jahren Lagerhaft verurteilt wurde, von denen sie 5 ‚abgesessen‘ hat, schrieb in ihrem Erinnerungsbuch ‚Allenfalls kommt man für ein halbes Jahr in ein Umschulungslager‘ im

Nachwort:

“Wir haben unseren Kameraden versprochen,  
sie nicht zu vergessen.

Sie können nicht mehr reden.

Wir wollen es für sie tun!“

Was ich hiermit versucht habe und weiterhin versuchen werde.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben  
im Juni 2004,  
ergänzt im Oktober und November 2004  
sowie im Mai 2010.

Unsere nach dem ‚Mauerfall‘ gegründete Lagergemeinschaft Ketschendorf hat ein Historiker-Ehepaar, Jan und Renate Lipinski, beauftragt, die Geschichte unseres Lagers zu schreiben. Das Buch ist 1998 unter dem Titel ‚*Die Straße, die in den Tod führte*‘ im Kremer-Verlag herausgegeben worden.

Näheres über unseren Sibirienaufenthalt ist im von unserer Lagergemeinschaft herausgegebenen Buch ‚*Pelzmützentransport*‘ nachzulesen, in dem 14 Schicksalsgefährten ihre Erinnerungen an Sibirien niedergeschrieben haben.

Zur Ketschendorf-Ausstellung im Februar 2009 in Rimbach gibt es eine schriftliche Dokumentation.

Auf den Bildern bin ich:

16 Jahre



21 Jahre



70 Jahre

